

Die Chemnitz Saga Band 1 (932 – 939)

Rudolf, der Bauer

GERD KAPPEL



Claus
Verlag

Der Verlag mit dem Drachen.

Gerd Kappel

Rudolfs Erben

Rudolf, der Bauer

Die Chemnitz Saga Band 1 (932 – 939)



Der Verlag mit dem Drachen.

Impressum

Rudolfs Erben – Rudolf, der Bauer - Die Chemnitz-Saga Band 1 (932 – 939)

1. Auflage Januar 2026

Copyright © 2026 Gerd Kappel/Claus Verlag GmbH

Alle Rechte vorbehalten.

ISBN: 978-3-912319-04-0

Text: Geld Kappel

Lektorat: Ulrike Abraham

Layout: Annegret Heine | Karten: Clara Fischer | Titel: Polar 1 GmbH

Verlag: Claus Verlag GmbH, Zum Lindenhof 9, 09212 Limbach-Oberfrohna

Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich an info@claus-verlag.de

Verleger: Christian Wobst, info@claus-verlag.de

Druck: Mazowieckie Centrum Poligrafii Sp. z o.o.

ul. Ciurlionisa 4

05-260 Marki, Polen

www.claus-verlag.de | www.edition-claus.de | www.facebook.com/buechermittragweite

www.instagram.com/editionclaus

Haftungsausschluss:

Autor und Verlag haben den Inhalt dieses Buches nach bestem Wissen und Gewissen zusammengestellt. Der Autor und der Verlag haften nicht für Schäden, die als Folge von Handlungen oder gefassten Beschlüssen aufgrund der gegebenen Informationen entstehen. Die Informationen geben den aktuellen Stand zum Zeitpunkt der Veröffentlichung wieder. Es wird keine Gewähr für die Aktualität, Richtigkeit, Vollständigkeit oder Qualität und jederzeitige Verfügbarkeit der bereit gestellten Informationen übernommen.

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk ist in all seinen Teilen urheberrechtlich geschützt. Jede Verwendung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechts ohne Zustimmung des Verlags ist nicht zulässig und strafbar. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen und digitale Verarbeitung. Ausdrücklich nicht gestattet ist die Verwertung für Zwecke des Text- und Data-Minings (gemäß § 44b UrhG).

Sie haben einen oder mehrere Fehler entdeckt oder Ihnen fehlen Informationen? Dann schreiben Sie uns gern eine Mail an info@claus-verlag.de



Wir sind Mitglied des Netzwerks
„Schöne Bücher“, einer Vereinigung
unabhängiger Verlage.
Per Scan des QR-Codes geht es zur
Newsletteranmeldung.



Inhalt

Vorwort	004
Der Zug zum Miriquidi anno 932	006
Begegnung im Wald	017
Sorbische Hilfe	031
Auf dem Kastellberg	050
Jedem seine Hufe	057
Ein Dorf wird gebaut	092
Machtgelüste des Einäugigen	116
Ein Streit, ein Tritt	125
Rudolf kehrt zurück	136
Rudolf wird Krieger	147
Nur einer kann das Sagen haben	158
Segen auf den Weg	169
Die Ungarn kommen	182
Rudolf bekommt seinen Lohn	198
Eine Kapelle für Sankt Marien	209
Die weinende Madonna	221
Epilog	228
Nachwort	242
Begriffserklärungen	250
Personen	255
Wegmarken	260
Der Autor	268

Vorwort

Die Chemnitz-Saga ist ein Projekt, an dem ich seit vielen Jahren arbeite. Mein Ziel ist es, die Geschichte meiner Heimatstadt in einer Geschichte zu verpacken, die auch den Ortsfremden neugierig macht.

Am Anfang – und wie sollte es auch anders sein – stand die Recherche in der Stadtbibliothek, im Stadtarchiv, in alten Chroniken und allem, was über die Ursprünge hiesiger Besiedlung Auskunft geben kann. Dafür danke ich dem Chemnitzer Geschichtsverein, der mit den zahllosen Veranstaltungen meiner Recherche dienlich war und ist. Welch glückliche Fügung, dass die Archäologie mit ihren Ausgrabungen in der Chemnitzer Innenstadt keinen Widerspruch zur theoretischen Ausgangslage meines Buches ergab.

Von Chemnitz ist in diesem Buch die Rede, heute die drittgrößte Stadt Sachsen und mit einem Image behaftet, welches nicht in ausreichendem Maße die schönen Seiten dieser Stadt widerspiegelt.

Ein Teil des Zyklus erschien bereits 2015 als Roman in einem Leipziger Verlag und ich wählte als Autor das Pseudonym Gerd vom Steinbach. Der Name erschien mir mit Verweis auf die Geschichte der Stadt seinerzeit passend. Ein weiterer Roman kam unter dem Titel 2020 beim gleichen Verlag und unter gleichem Pseudonym heraus.

Ein aufschlussreiches Gespräch führte dazu, dass die Struktur des Zyklus Veränderung erfuhr; er wird nunmehr in vier Bänden erscheinen. Wir – ich als Autor und der Verlag –

wollen damit den neuen Lesegewohnheiten gerecht werden. Mein Anspruch war es immer, niemanden mit einer trockenen Geschichte zu erschlagen – denn von diesen gibt es schon genügend. Mit dem auf mehrere Bände verteilten Zyklus und der modernen äußeren Gestaltung wird auch der Verlag diesem Anspruch gerecht.

Schön wäre es, wenn Sie Freude daran finden, die Geschichte meiner Heimat näher kennenzulernen. Vielleicht auch mit Freunden, der Familie oder Schulkasse. Um Ihnen die Orientierung in der heutigen Stadt zu erleichtern, wurde dieses Buch um Karten ergänzt.

Ich verspreche Ihnen, dass die Handlung erfunden ist, die zeitlichen Geschehnisse und die Einbettung der historischen Persönlichkeiten aber der realen Geschichte entsprechen.

Lassen Sie mich über die im Impressum angegebenen Adressen des Verlages gern wissen, wie Ihnen der erste Band der Chemnitz-Saga gefallen hat.

Gerd Kappel
Chemnitz, Dezember 2025

Der Zug zum Miriquidi anno 932

*„Mein Gott, das hätte schlimm ausgehen können!“
„Es ist schlimm ausgegangen! Sieh doch mal die linke
Seite an; er blutet wie ein gerissenes Schaf.“*

Nur mit Mühe dringen die Worte in das Bewusstsein des Mannes, der da am Boden liegt und es dauert geraume Zeit, bis der Sinn des Gesagten im Kopf des Verletzten Erkennen erfährt.

*„Hoffentlich ist im Inneren noch alles an seinem
Platz.“*

*„Gebe es Gott, dass es ihm nicht geht wie ...“
„Lass mal gut sein, niemand weiß, ob er später lahmen
wird, auch wenn er allemal – genau wie sein Vater
und seine Brüder – keine Rücksicht gegen sich selbst
kennt!“*

*„Über diese Härte ist eure Mutter fast zerbrochen!“
„Also los, du Eisenmann, steh auf!“*

Nun erst öffnet Rudolf die Augen. Als er, dem Schmerz ausweichend, sich nach rechts abstützt, um auf die Beine zu kommen, gebietet Hildburga ihm mit einem energischen Handzeichen, zu verharren.

*„Nicht so schnell, erst sehe ich mir die linke Seite an.
Wenn Schmutz in die Wunde dringt, kannst du dir den
Wundbrand holen.“ Ohne auf seine Abwehr zu achten,*

hilft ihm die Alte, den Kittel abzustreifen. Hautabschürfungen ziehen sich von der Achsel bis zur Mitte des Rumpfes, wo sie in eine klaffende Wunde übergehen. Die Blutung hat inzwischen nachgelassen.

„Na ja, direkt lecker sieht es ja nicht aus“, meint Wiprecht, „aber richtig ausgewaschen und mit ein paar Kräutlein darauf, sollte es schnell heilen.“

Sogleich hat Frieda, seine Frau, ein Läppchen hervorgeholt und eilt hinüber zum Bach, es zu nässen. Währenddessen sucht Wiprecht in seinem Beutel, der mit den verschiedensten Kräutern gefüllt ist. Im Verlaufe der Fahrt hat er, der sich der Heilkunde verschrieben hat, sie am Wegrand und an den Rastplätzen gesammelt, so wie er es seit jeher zu tun pflegt.

Nachdem Frieda die Wunde gründlich gesäubert hat, legt er die Blätter und Kräuter auf, die ihm geeignet und hilfreich erscheinen. Hildburga reißt Stoffbahnen und legt endlich dem Verletzten einen Wickel an.

Nachdem Rudolf seinen Kittel wieder übergestreift hat, erhebt er sich ächzend. Während Wiprecht seine Sachen zusammenpackt, fragt er die alte Helferin mit hochgezogenen Brauen:

„Warum hast du das nicht allein erledigt, Mutter Hildburga? Du kennst dich doch nicht schlechter aus als ich. Deine Mutter war schon eine geschickte Heilerin, so wie auch deren Mutter und ebenso könntest du es nicht minder sein. Warum willst du keine Heilerin sein?“

Traurig schüttelt die Alte den Kopf. „Heute ist es besser, nicht zu viel preiszugeben. Auch du hast es wohl be-

merkt, dass mich der Pater zu Hause nicht litt. Als Ungläubige und Götzendienerin hat er mich beschimpft und die Leute gegen mich aufgehetzt. So wird es mir und allen Heilerinnen immer gehen, ja, es wird noch schlimmer werden. Die Kirche hat Angst vor unseren alten Göttern und vor unserem alten Wissen. Deshalb nehme ich die Qual dieser Reise auf mich. Habe ich jemals etwas Böses getan? Trotzdem werde ich angefeindet, und wenn ich vor Unheil warne, wird mir gar die Schuld daran zugeschoben.“

„Wird es dort besser sein, wo wir hinwollen?“ Wiprecht gibt die Antwort selbst, indem er den Kopf schüttelt. „Mönche und Priester verkünden überall den rechten Glauben – sagen sie.“

Hildburga nickt lächelnd. „Das mag schon stimmen, aber wir ziehen in die Wildnis und dort hat die Kirche noch nicht recht Fuß gefasst. Die Gegend nennt man das Waldgebirge. Dort lebten in Vorzeiten schon einmal unsere Ahnen, die Hermunduren, doch weiter im Norden: am Rande des endlosen Waldes, den sie Eichenwald nannten. Keiner traute sich tief hinein und schon gar keiner hindurch. Deren Mutigste waren immerhin so weit nach Süden vorgedrungen, dass sie auf die schroffen Berge stießen, deren Unterholz dichten Hecken glich. Es war eine besonders reiche Jagdgegend. Und sie kannten schon die Höhlenberge, die nun unser Ziel sind.“

Wiprecht krault sich nachdenklich den Bart: „Woher willst du das wissen, Alte? Du denkst dir doch Geschichten aus.“

Stolz wirft Hildburga den Kopf nach hinten, drückt den gekrümmten Rücken etwas durch. „Im Gegensatz zu denen, die nur über andere tratschen, wurden bei uns abends Geschichten über unsere Vorfahren und unser einst mächtiges Volk erzählt. So haben wir unser Wissen bewahrt. Da ich aber nun die Letzte in der langen Reihe meiner Familie bin, wird all das Wissen mit mir untergehen. Nur ein paar Brocken bleiben bei dir und den anderen, bis auch diese verbleichen. Aber eines erhoffe ich mir von diesem beschwerlichen Zug in die Ferne: keine garstigen Anfeindungen mehr von Priestern des neuen Glaubens, eben weil deren Kirche hier noch gar nicht so recht Fuß gefasst hat.“ Damit dreht sich die Alte um und stapft davon.

Der bärtige Wiprecht hebt die Schultern und wendet sich an seine deutlich kleinere Frau: „Wohin soll das nur führen? Da hat jemand so viel Wissen in seinem Kopf – und will es doch nur um seiner eigenen Sicherheit willen verbergen.“ Frieda legt ihm die Hand auf den Arm. „Ach, Wiprecht, sorge dich nicht. Mutter Hildburga wird ihren Frieden finden. Vielleicht sollten wir uns mehr um sie kümmern und vor allem ihr reiches Wissen zu erringen suchen.“

„Da magst du wohl recht haben.“ Wiprecht legt seine Hand fest auf die ihre. „Mit jedem Stück Wissen, das verloren geht, wird die Menschheit ein Stück zurückgeworfen. Doch wenn wir altes Wissen mit neuen Erfahrungen vereinen, kommen wir mit Riesenschritten voran.“

Humpelnd hat Rudolf inzwischen den Wagen umrundet. Der Anblick seines Gefährtes stimmt den hageren 22-Jährigen nicht froh. Beide Vorderräder sind zerbrochen und die Nabensitzen auf dem Boden auf. Speichen säumen die Fahrspur, als hätte jemand Runen geworfen. Vor den Hinterrädern erhebt sich eine rundgewaschene Steinschwelle, als wolle sie jegliche Passage verhindern. Das Ladegut hat sich verschoben und drückt gegen den derben Stoff der Plane. Wie ein Wunder mutet es an, dass die Spiegel gehalten haben. Die Ochsen ruhen stoisch an der Deichsel und knabbern an den letzten Blättern eines Astes, der ihnen direkt vor dem Maul hängt. Hinter dem Wagen liegt die Kette schlaff im hohen Gras, wo sie mit einem aufgerissenen Ring endet. Der Balken, der den Wagen bremsen sollte, liegt sicher irgendwo am Hang.

Noch jung ist er an Jahren, der Gespannführer Rudolf. Nie und nimmer hätte er sich diesem Zug in die Sorbengau angeschlossen, wenn ihm zu Hause eine Perspektive geblieben wäre. Aber er hatte nicht das Glück, der Erstgeborene eines Großbauern zu sein, sondern war der Nachgeborene eines Bauern mit gerade mal einer Hufe Land, das nach Recht und Gesetz nicht weiter unter den Erben des Bauern hätte aufgeteilt werden dürfen. Unter der Knute des großen Bruders wäre er verdammt gewesen, sein Leben zu fristen.

Als die Kunde das Dorf erreichte, dass in der Fremde eigener Grund und Boden wartete, war er ohne Zögern bereit gewesen, dem Ruf zu folgen, zumal Hildburga, die

ihm immer schon zur Seite stand, trotz ihrer gut 70 Jahre, mitziehen wollte.

Reinholds kräftige Stimme reißt Rudolf aus seinen Gedanken: „Der Bremsbalken hat sich an einem Baumstamm verfangen. Darum ist die Kette gerissen und der Wagen hat die Rindviecher ungebremst ins Tal geschoben. Nur gut, dass sie sich nicht die Knochen gebrochen haben. Schlimm nur, dass die Räder hinüber sind.“ Als Fuhrmann ist Reinhold eine wichtige Stütze für Hildebrand. Viele Jahre fuhr er als Händler zwischen Rhein und Sorbenmark. Für Hildebrand, den Kolonnenführer, war es ein Glücksfall, dass Reinhold mit dem Handel kein hinreichendes Auskommen mehr fand und bereit war, sich mit seiner Familie dem Zug anzuschließen. Nicht nur sein Geschick als Fuhrmann, auch seine Stärke und die Gewissheit, dass er die Sprache der Sorben versteht, machen ihn für die Kolonne unersetztlich. „Gottlob konnten wir die nachkommenden Gespanne im Bogen herunterführen. Es hätte leicht Schlimmeres passieren können. Aber komm jetzt, Hildebrand ruft die Wagenführer zusammen. Wir müssen beraten.“

Die schweren Planwagen bilden auf der langgezogenen Lichtung entlang des Bachlaufes einen weiten Kreis, in dessen Zentrum Schieferplatten das Gras unterbrechen. Die weiße Herbstsonne senkt sich bereits hinter die Wipfel der alten Eichen, deren kahle Äste bizarre Muster auf die Lichtung malen. Um vieles lieber würden die Männer und Frauen jetzt um das Herdfeuer ih-

rer Hütte sitzen, als hier im Freien zu hocken. Bald schon wird der Frost den Boden aushärtten, und an ein festes Dach über dem Kopf ist noch lange nicht zu denken. Es ist die denkbar ungünstigste Zeit für eine Um siedlung in ein unbekanntes, unerschlossenes Land. Sie hätten warten sollen, bis die schlimmsten Fröste vorüber sind, um den Neubeginn im Frühjahr zu wagen. Aber diese Reise entsprang nicht allein ihrem Willen. Der Dorfschulze dort an der Saale hatte erkennen lassen, dass wohl ein Befehl König Heinrichs Anlass war für den Aufbruch zu dieser unbilligen Zeit. Aber so schwerlich die Wanderung auch sein mag – wie auch die Entscheidung, die Heimat zu verlassen, keinem leichtgefallen war –, fast alle nehmen die Strapazen doch gerne auf sich. Hier gelten sie etwas, anders als zu Hause im Thüringischen. Dort waren sie die Kleinsten der Kleinen, die Überzähligen, denn es war nicht länger gestattet, die Höfe auf alle Söhne aufzuteilen. Der Älteste erhält den Hof des Vaters und die Nachgeborenen haben diesem zu dienen oder eben in die Ferne zu ziehen. Die Äcker der Eltern vermochten sie nicht mehr zu ernähren und es bestand keinerlei Aussicht, in der Heimat ein eigenes Gut zu erwerben. Nun aber sind sie die Erschaffer neuen Lebensraumes. Niemand schaut auf sie herab.

Der Anführer Hildebrand sticht heraus unter seinen Männern. Nicht nur, dass er bereits in der Blüte seines fünften Lebensjahrzehnts steht, was man ihm auch ansieht; sein Selbstbewusstsein und seine Autorität spiegeln unverkennbar seine anerkannte Führerrolle als Lo-

kator wider. Dabei beobachtet er seit Beginn der Reise den jungen Rudolf, der offensichtlich seinen Kopf zu gebrauchen weiß, sowohl mit Wohlwollen als auch mit Skepsis. Leicht wäre es möglich, dass der ihm die Rolle streitig macht, wenn er nur genügend Erfahrung gesammelt hat. Aber er kann ihm eben auch eine große Hilfe sein bei dem, was sie vor sich haben – doch davon weiß weder Rudolf etwas, noch wissen es die anderen. Es hilft nichts. Er wird es ihnen sagen müssen.

„Hört gut zu“, beginnt er, als alle beisammen sind. „Der Unfall von Rudolf ist eine ernste Angelegenheit. Doch gibt uns diese unerwartete Atempause die Möglichkeit, unser weiteres Vorgehen zu beraten.“ Die Blicke der Fuhrleute hängen an seinen Lippen. „Ja, letztlich kommt uns der Unfall gar nicht ungelegen“, fährt Hildebrand fort, „denn wir müssen dringend den Zug neu ordnen.“

„Ja freilich, was dein Liebling auch anstellt“, gellt eine schrille Stimme aus der hinteren Reihe, „es ist immer zu unserem Vorteil. Wir hätten noch gut eine Weile fahren können und wären dann sicher aus diesem schaurigen Wald heraus!“ Beifall heischend und mit hochrotem Gesicht blickt der kleine Heribert in die Runde. „Geheuer ist es hier nämlich nicht. Ganz gewiss wimmelt es von bösen Geistern. Vorhin am Hang haben mich grauenvolle Augen angestarrt, die waren halb so groß wie Wagenräder und ganz starr!“

„Halte doch dein verdammtes Maul, du Schisshase!“, wirft der Hüne Johannes ein. „Starrende Augen sind

wohl immer starr, du Dummkopf. Warum bei allen Göttern hast du nicht gleich gesagt, dass wir beobachtet werden? – Wenn es überhaupt so ist!“

„Lass gut sein“, wirft Hildebrand ein, „wir alle kennen Heribert. Er mag so manchen Mann reizen und das stört gewiss. Aber wir brauchen ihn, gerade jetzt!“ Die Worte lassen Heribert um eine Handbreite wachsen. Das hat der Wichtigste unter ihnen gesagt, dass er – Heribert – gebraucht wird! Hildebrand holt tief Luft. „Auch ich habe die Augen gesehen, allerdings nicht so groß, und es war da noch ein Mann dran.“

Überraschung malt sich auf die Gesichter der Männer und so manche Hand greift zur Axt am Gürtel. „Ihr wisst, dass wir hier mit den Sorben rechnen müssen. Wir sind in ihr Gebiet eingedrungen. Der Beobachter könnte ein Jäger gewesen sein. Trotzdem müssen wir unsere Aufmerksamkeit verstärken. Es werden noch andere auf uns stoßen und wer weiß schon, ob wir bei allen willkommen sind!“

Heribert, der eben noch stolz dreinblickte, dreht nun furchtsam das Gesicht in alle Richtungen, als fürchte er den jähnen Angriff wilder Horden. Unruhig rutscht das Gesäß des Dunkelhaarigen auf dem weichen Boden hin und her.

Hildebrand ruft ihn mit einem strengen Blick zur Ruhe und setzt fort: „Jetzt besteht noch keine Gefahr, denn der Fremde muss es erst seinen Leuten melden, aber Warnsignale hat es bisher nicht gegeben. Bis morgen werden wir wohl Ruhe haben. Aber ab sofort wird

das Lager streng gesichert. Die Frauen und Kinder bleiben in der Wagenburg. Heribert wird ab dem Morgen grauen nicht mehr sein Gespann führen, sondern auf dem ersten Wagen als Beobachter mitfahren, er hat die schärfsten Augen. So Gott will, erreichen wir schon morgen mit Sonnenuntergang unser Ziel.“ Kurz zögert Hildebrand. Dann beschließt er, dass es nun an der Zeit ist, seinen Leuten mehr zu den Gründen ihrer Reise zu verraten. „Wir werden bei den Höhlenbergen nicht die Ersten sein. Der Kaiser hat dort bereits ein Kastell mit Besatzung. Ihnen bringen wir Verpflegung und Utensilien für den Winter. Wir werden bleiben und als Bauern im nächsten Jahr für die Beköstigung sorgen, damit unsere Krieger ihre Aufgaben erfüllen können, allenfalls werden wir selbst in den Krieg ziehen.“

Ungläubig schauen ihn die Fuhrleute an. Dass sie ein Wagnis eingegangen sind, als sie aufbrachen, war ihnen bewusst gewesen, aber dass sie als friedliche Bauern die Kriegsreserve bilden sollen, scheint ihnen ungeheuerlich. Freilich ist es ihre Pflicht, dem Heerbann Folge zu leisten, aber das gilt ja wohl nicht für die Fremde, meilenweit von der Heimat entfernt.

„Soll das heißen, dass wir die Sorben erst verjagen müssen, um deren Höfe zu besetzen?! Ich bin Bauer und kein Krieger!“, empört sich Georg, der Rotschopf, und die anderen schmunzeln ob seines gütigen Selbstbildnisses, denn er verschmäht eine Rauferei selten und vermag durchaus mehrere Männer in Bedrängnis zu bringen.

Hildebrand lacht leise und antwortet dem Empörten:
„Die Sorben lassen wir hübsch in Frieden. Sie sind hier nur vereinzelt und lassen uns ausreichend Platz. Ihre Siedlungen liegen weiter im Norden. Doch haben sie einen großen Verdruss mit uns gemein. Denn jedes Jahr kommen die Panonier über die Berge. Niemand kennt ihre Wege durch den Urwald. Urplötzlich sind sie da, ziehen durch die Sorbengau und brennen unsere Heimat nieder. Nun sind aus mehreren schwer zugänglichen Gegenden unsere Leute auf dem Weg, um diesen Teufeln auf ihren kleinen struppigen Pferden Fallen zu stellen und sie zu überwältigen. Wenn es gelingt, sie zu bezwingen oder in die Flucht zu schlagen, gewinnen wir gleichzeitig unser Siedlerland. Wenn alles gut geht, stehen wir bald besser da denn je.“

Die Männer nicken zaghaf. Obgleich sie noch keinen dieser Krieger aus dem Süden gesehen haben, ist ihnen doch schon so manche ihrer Gräueltaten im Saaleland zu Ohren gekommen. Hildebrand trägt ihnen ruhig seinen weiteren Plan für die voraussichtlich letzte Etappe bis zum Ziel vor.

GERD KAPPEL

Die Chemnitz Saga Band 1(932 – 939)

Rudolf, der Bauer

Der erste Band der neuen Chemnitz-Saga

Im Jahr 932 machen sich zwölf Familien aus dem Thüringischen auf den Weg ins Pleißenland. Unter ihnen ist der junge Rudolf, der zwar einen wachen Verstand, als zweiter Sohn eines Bauern aber keine Aussicht auf ein gutes Leben in der alten Heimat hat. Das hügelige Land am Rande des dunklen Miriquidi verheißt ausreichend Platz für Ackerbau. Doch die Reise dorthin ist beschwerlich, und am Ziel angekommen, warten nicht nur die Sorben, sondern auch die sonderbare Besatzung eines Kastells auf die Siedler. Und am Horizont droht schon der Angriff der Ungarn.

Über die sehr frühe Geschichte der Siedlung, an deren Stelle sich heute ein Teil der Chemnitzer Innenstadt befindet, ist wenig bekannt. Der Chemnitzer Autor Gerd Kappel hat unzählige Quellen ausgewertet und die historischen Überlieferungen in eine spannende Handlung um Rudolf, den Bauern verwoben, der allen Widrigkeiten der Reise trotzt. Doch wird er am Ende auch die Ungarn besiegen und die große Liebe finden?



**Claus
Verlag**

Der Verlag mit dem Drachen.



9 783912 319040

www.claus-verlag.de

ISBN 978-3-912319-04-0

16,00 Euro (D)

16,50 Euro (AT)